Drei Tage später sammelt sich am Zigeunerwinkel eine Schar Männer, Frauen und Kinder, alle in malerisch bunten Festkleidern mit farbigen Sträußen und Kränzen. Ein Leichenzug setzt sich in Bewegung. Aus den Fenstern schieben sich neugierige Köpfe. Hier und da stehen ein paar alte schmierige Weiber, grinsend und schwätzend: „Ein Zigeunerspitzbube weniger." Wer aber in diesem Augenblick die Engel hätte können singen hören, hätte wahrscheinlich vernommen: „Ein Himmelsbewohner mehr." Und das gar einer, der aus dem Zigeunerviertel kommt. Gott ist die Liebe.

## Was Gott tut, das ist wohlgetan.

17) Erzählung von A. Kolping.

Siehe, Michel, ich hab' es dir noch nicht sagen können in all der Unruhe gestern und heute, wie's zugegangen in der Kapelle zu Kevelaer, wo die Mutter Gottes richtig Wunder an mir getan. Zwar kann ich noch nicht laufen, wie du siehst, und Kalk und Hund zu unterscheiden, wird mir auch noch schwer; aber ich sehe dir trotzdem jetzt mehr, als ich mein Lebtag eingesehen habe, dank der Mutter Gottes, die mich in Gnaden angesehen hat! Wie das gekommen, will ich wohl erzählen, damit, wenn Gott will, da der Pilgerin auch die Augen aufgehen, wenn's nötig sein sollte.

„Ich könnte nicht gerade sagen, daß die Heimsuchung Gottes, die über mich gekommen, mich bis zur Fahrt nach Kevelaer frommer gemacht hätte. Nein! Ich habe auch gemeint, unser Herrgott verfahre viel zu streng mit mir, und verdient hatte ich's im Grunde nicht, und wie dann der Mensch räsonniert auf seine Menschenweise. Daß auch sogar kein Mittel bei mir anschlagen wollte, brachte mich fast zur Verzweiflung und habe ich dann inwendig wacker räsonniert mit mir selbst, wie daß ich ein Esel gewesen, als ich zu Hilfe gelaufen, und mein Lebtag sollt's nicht wieder geschehen, wenn ich wieder gesund werden sollte, und möchte auch das halbe Dorf brennen. Und dann habe ich wieder gebetet und beten lassen und gemeint, ich könnte unseren Herrgott zwingen, fast wider seinen eigenen Willen den meinen zu tun. Endlich kommt neulich der Michel da, mein Nachbar — ein guter Kerl ist er, das muß ihm der Neid lassen —, packt mich zusammen und wirft mich auf seinen Karren, setzt mein Töchterchen dazu und sagt, nach Kevelaer wollte er mich fahren zur heiligen Mutter Gottes, vielleicht helfe dort der liebe Gott mir, wenn ich's anders wert sei, wie er so vielen anderen dort geholfen habe.

Mir war's recht. Hilft's nichts, dann schadet es wenigstens auch nichts, dachte ich in meinem arg zusammengeschrumpften Gottvertrauen. Aber unterwegs, wie ich so den ganzen Tag habe beten müssen und endlich nichts mehr hörte, als Beten und Singen, ist mir's ganz schwer und wehmütig ums Herz geworden. Eigentlich habe ich angefangen, mich vor der heiligen Mutter Gottes zu fürchten, weil ich gewußt habe, daß ich im Grunde des Herzens doch so wenig frommt gewesen bin. Konnte ich mich doch noch so schlecht in den heiligen Willen Gottes fügen. In Kevelaer wurde ich zur Kapelle gebracht und saß mit anderen Krüppeln nahe beim Altare, ein armer, elender Mann unter anderen Leidenden, die vielleicht noch viel schlimmer dran waren, als ich. Erst wenn noch größeres Leid uns an anderen begegnet, lernen wir das unsrige richtiger taxieren. Neben mir lag ein elender Krüppel am Boden und seufzte und betete, daß es einen Stein hätte erweichen sollen. Ich selbst wußte eine Weile zwischen all dem Jammer in meiner Nähe und dem Gewoge von Beten und Singen, das mich von draußen her empfing, nicht, um was denn eigentlich ich beten sollte; ich horchte nur auf den Leidenden neben mir, der mich, ich weiß jetzt noch nicht recht, warum, so eigentümlich interessierte. Er betete in kurzen Absätzen immer das Vaterunser, rief aber dazwischen die heilige Mutter Gottes in so erschütternden Worten an, als ob er sie nötigen wollte, ihn zu erhören. Auf einmal hält er im Vaterunser inne und setzt wieder aufs neue an: Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden! Dann stockte er wieder. Vater unser, der du bist im Himmel! fängt er wieder an bis: Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden! nicht weiter. Es war, als ob ihm jemand nach diesen Worten den Mund zugehalten hätte. So geschah es gewiß zehnmal hintereinander, daß es mir kalt und warm über den Rücken lief. Ich hatte in meinen langen Lebens- und besonders in den letzten Leidenstagen doch auch viel tausendmal das Vaterunser gebetet; aber die Worte: Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden, sind mir niemals so schwer aufs Herz gefallen und so tief in die Seele gegangen, als in der Stunde dort in der Gnadenkapelle zu Kevelaer neben dem Leidensgenossen, der nicht mehr wußte, darüber wegzukommen. Der wurde allmählich ganz kleinlaut, schluchzte endlich, und ich hörte ihn still vor sich hin weinen und sagen: Ja, Herr! Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden! — nichts anderes mehr; — und als ich darauf selbst zu beten versuchte, mochte ich es anfangen, wie ich wollte, auch über meine Lippen ging kein anderes Wort, als: Herr, dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden! — Je öfter ich das heilige Wort sagte, um so schmerzlichere Reue befiel mich, um so heller, deutlicher stand es mir vor der Seele, daß alles gut ist, was Gott tut, mag er senden, was ihm wohlgefällig ist. Mein Leidensgefährte neben mir schwieg endlich, und auch ich schwieg, nur reichte ich nach ihm die Hand hinüber, die er ergriff und heftig drückte. Wir beiden waren durch die Fürbitte der seligen Jungfrau von schlimmeren Uebeln erlöst, als wenn wir äußerlich frisch und gesund aus der Kapelle hinausgesprungen, inwendig aber lahm und blind geblieben wären. Das fühlten wir sehr wohl, und wir verstanden uns auch hinreichend. Nun muß ich zwar gestehen, mir ists, wer weiß wie oft, gesagt worden, und ich habe es auch oft selbst gesagt im Leben: Was Gott tut, das ist wohlgetan! aber das mit dem Munde sagen, ist leicht getan, — es glauben, lebendig glauben und sich fröhlich drein ergeben, geht ohne eine besondere Gnade Gottes nicht an. Diese Gnade ist mir am Gnadenorte geworden, und Gott wollte geben, daß sie nie mehr von mir weicht, dann Pilgerin! will ich in meinem scheinbar elendigen Zustande gewiß fröhlicher Gott preisen, als ich es früher in gesunden Tagen je getan."

Dem rauhen Michel standen die hellen Tränen in den Augen, als der lahme Franz schwieg. Die Mutter sah noch immer unverwandt in das wunderbar belebte Antlitz des Krüppels; endlich quoll ihr Herz hoch auf, daß sie sich nicht mehr zu fassen wußte. Auf die Knie stürzte sie neben dem Lahmen, ergriff seine erlahmte Rechte und führte sie an ihre Lippen. Heiße Tränen rannen darauf. — „Habt Dank, Pilger!" schluchzte sie, „habt tausendmal Dank! Ich will auch gewiß nicht mehr beklagen gegen Gott und Menschen. Ja, alles ist gut, was Gott tut! Nach Kevelaer will ich gehen und auch beten: Herr, dein Wille geschehe!" —

„Als ich mit der Mutter wieder allein war, fiel sie mir um den Hals. „Wir haben uns schwer wider Gott und die Menschen versündigt, mein Sohn!" schluchzte sie. „Wir haben Gott nicht gesucht, aber er hat uns gesucht — und gefunden. Laß uns unsere ganze Vergangenheit vergessen und rechte Christen werden, damit wir auch recht beten mögen: Herr, dein Wille geschehe!" — Wir waren in der Hauptsache schon geheilt, noch bevor wir den Gnadenort erreicht hatten.

„Am anderen Morgen nahmen wir Abschied vom lahmen Franz, als er bereits wieder auf seinem Karren saß, heiter und froh in seinem gottergebenen Glauben. Beten wolle er für uns mit, damit wir recht getröstet heim kämen. Dann pilgerten wir Kevelaer zu, saßen noch an demselben Tage mitten unter den Presthaften und Leidenden bei der Kapelle, hatten aber weniger zu bitten, als zu danken, machten die üblichen Umgänge mit, brachten unser bescheidenes Opfer der „Trösterin der Betrübten" und rüsten, nachdem wir uns durch einen recht frommen Empfang der heiligen Sakramente gestärkt hatten, leichteren Herzens wieder unserer Heimat zu.

Die Wallfahrt war uns in der Tat zur Erlösung geworden, nur zu einer anderen, als wir in unserem kurzsichtigen Sinne sie erhofft. Von Stund' an habe ich die Mutter nicht mehr klagen hören; ihr zweites Wort, ihr Stab und Trost war der Ausspruch: Was Gott tut, das ist wohlgetan! und durch ihr ganzes Benehmen zeigte sie auch, daß sie die ganze Tiefe dieses Spruches verstand und praktisch anwandte. Nach und nach legte sie ihre auffallenden Kleider beiseite, die kostbaren wurden zu besserem Gebrauche in die Pfarrkirche geschenkt, auch das Familienkruzifix, und zwar das zuerst, trug sie zum alten Pfarrer, damit der es an Festtagen auf den Altar setze, und ich glaube, es befindet sich noch dort. Mild und freundlich wurde sie gegen jedermann, hilfreich, wo sie es nur sein konnte. Nun wandten auch die Leute uns ihre Herzen zu, und wir haben von da an, wenn auch in äußerer Armut, doch im Frieden bis zum Tode der Mutter in Waldbruch gewohnt. Ihr letztes Wort, ihr heiligstes Vermächtnis war der Ausspruch: Was Gott tut, das ist wohlgetan! Von unserer alten Heimat war keine Rede mehr, nur von der neuen, die sie jenseits des Grabes zu erreichen hofften."

Der Großvater schwieg, als ob er mit seiner Erzählung zu Ende sei. Mild aber ernst im Angedenken an jenen denkwürdigen Wendepunkt in seinem Leben saß er sinnend da, während das aufleuchtende Abendrot ihn verklärte. Wir wagten anfangs nicht, etwas zu bemerken. Die Mutter seiner Enkel stand ruhig auf und entfernte sich. Erst jetzt bemerkte ich, daß Tränen ihr auf den Wangen glänzten. Der Greis sah sie weggehen, und sein Blick folgte ihr dankbar nach. Unaufgefordert hob er dann wieder an:

„Noch einmal im Leben habe ich versucht, gegen den Willen Gottes anzugehen, dann nicht wieder. Nach dem Tode der Mutter mußte ich mich um eine Lebensgefährtin umsehen. Mit meiner seligen Frau erhielt ich einiges Vermögen. Das reizte mich, meine Wirtschaft zu erweitern, und noch einmal haben hochmütige Gedanken mich geplagt. Die Strafe ließ nicht auf sich warten. Binnen fünf Jahren war so viel Unglück über mich hereingebrochen, daß ich Haus und Hof verkaufen mußte und dann, gründlich und für immer kuriert, mich hier im Lindengrunde ansiedelte, arm unter armen Leuten, und mich ernährt habe mit den Meinigen durch harte Arbeit. Aber wir hatten den Frieden, weil wir mit dem Willen Gottes zufrieden waren."

Er schwieg wieder. Sein Leben im Lindengrunde war ja allbekannt, ein Leben der heitersten Gottergebenheit.

„Kinder," sagte er dann, zu seinen Enkeln gewandt, „Gott hat euch eine treffliche Mutter gegeben, mir eine Schwiegertochter, die mir mehr wert ist, als alle Schätze der Welt. — Kinder! sagt mit mir: Was Gott tut, das ist wohlgetan!"

Rudolf und Heinrich drängten sich zum Großvater und küßten ihm die welken Hände. Ihr Vater stand dabei und wischte sich die Augen. „Ja, was Gott tut, das ist wohlgetan!" rief ich, von dem Anblicke hingerissen aus: „und darum sei er gepriesen in Ewigkeit!" — „Amen!" nickte der Greis.

Wir gingen zusammen ins Haus, und ich trennte mich erst spät von dem trefflichen Großvater Otto.

* * *

Vier Jahre später starb Großvater Otto friedlich, wie sein ganzes Alter gewesen war. Sein letztes Wort war seiner eigenen Mutter Vermächtnis, das er weiter gab an Kinder und Enkel. Die sind in der Tat nie gewahr geworden, wo der Großvater Otto eigentlich herstammte. Zum Ahnen-Hochmut ist die Art auch bei ihnen ausgegangen, aber nicht des Ahnen edler, frommer Sinn.

Auf der Bernösmühle — der Großvater sprach nie wieder davon — lebt schon der vierte Müller. Von der Paasmüller-Familie ist keine Spur in der ganzen Gegend mehr aufzufinden. Auch nach dieser Seite hin ist „alles gut, was Gott tut!"

Ende.

**Theologenpfennig:**

**Kloster Marienberg, Reuß, Glockhammer:**

Ungenannt 500 Mark. Aus Frimmersdorf 1000 Mark. Ungenannt 20 Mark. — Ungenannt 50 Mark. — Ungenannt 500 Mark. — Von einer Schülerin des Lyzeums 200 Mark. — Ungenannt 1000 Mark. Von Lokomotivführer P. B. 100 Mark für den Bonifatiusverein. — 100 Mark für den Bonifatiusverein. — 200 Mark für den Bonifatiusverein. Ungenannt 100 Mark für die Diaspora. — Ungenannt 200 Mark für die Diaspora. — 1 Mark in Silber für die Diaspora.

Aus Deutz 100 Mark für den Bonifatiusverein.

**Ehrw. Schwestern im Waisenhaus zu Viersen**

10 000 Mark für den Bonifatiusverein. — 1000 Mark für die Diaspora. — Ein goldenes Kreuzchen für die Brockensammlung.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.




Nr. 49. Sonntag, 3. Dezember. 1922

### Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 3. Dezember: Franz Xav.
Montag, den 4. Dezember: Barbara.
Dienstag, den 5. Dezember: Sabas.
Mittwoch, den 6. Dezember: Nikolaus.
Donnerstag, den 7. Dezember: Ambrosius.
Freitag, den 8. Dezember: **Maria Empfängnis.**
Samstag, den 9. Dezember: Eucharius.

### Sonntagslesung.

Wir begehen heute den ersten Sonntag des Kirchenjahres. An jedem Sonntage legt uns die Kirche im Evangelium das Wort Gottes vor und fordert uns auf, die ewigen Wahrheiten zu betrachten, an denen das Heil unserer Seele hängt. Mit dem Beginn eines neuen Kirchenjahres treten nun von neuem die großen Fragen an uns heran: Woher komme ich? Wohin gehe ich? Was hat Gott für mich getan? Was tut er noch immer und was muß ich selber tun, damit ich mein Ziel und meine Bestimmung erreiche?

Mit dem Nachdenken allein ist es aber nicht getan. Wir müssen auch arbeiten an dem Heile unserer Seele. Diese Arbeit beginnt von neuem mit dem neuen Jahre, die Arbeit der Entsündigung, der Vervollkommnung, der Heiligung. Ein Rückblick auf das vergangene Jahr sagt uns, wie viel in einem Jahre gewonnen, wie viel in ihm kann verloren werden. Wie viele dunkle Punkte kann ein einziges Jahr aufweisen.

Müßte nicht vielleicht manch einer, welchem Stande er auch angehören mag: Priester-, Kloster- oder Laienstande, wenn er in dieser Woche Exerzitien machte, sich sagen: Mein Gott, war das ein Jahr! Ein Jahr, in dem deine Seele durch eine heftige Versuchung, durch eine Gelegenheit an einem Wendepunkt gestanden, wo du deinem Schöpfer und Herrn die Treue gebrochen. Ist es von den vielen Jahren, die du durchlebt, nicht dieses gerade das, welches du aus der Reihe streichen möchtest in deiner Todesstunde?

Darum wollen wir gerade heute an die Mahnung des Apostels denken: „Es ist die Stunde da, vom Schlafe aufzustehen, die Nacht ist vorüber, der Tag aber angebrochen. Lasset uns ablegen die Werke der Finsternis und uns rüsten mit den Waffen des Lichtes!"

### Bildung und Erziehung im christlichen Sinne.

XXXXV.

Bildung der Phantasie.

Wir sprachen das letzte Mal von der Phantasie und ihrer wesentlichen Beschaffenheit. Fragen wir nun danach, wie dieses Vermögen dem einzelnen Menschen eigen ist, so finden wir eine außerordentliche Verschiedenheit in der Veranlagung.

Bei den einen ist sie äußerst lebhaft, immer beschäftigt. Alles ist ihnen anschaulich, steht plastisch in bildlicher Hülle vor ihnen und wechselt in unendlicher Mannigfaltigkeit, als wäre ihr Kopf ein Kaleidoscop oder Kinomatograph. Es sind die reinsten Phantasiemenschen. Bei anderen ist die Phantasie schläfrig, träge und langsam, es müssen schon starke sinnliche Eindrücke sein, wenn sie angeregt werden sollen.

Wie viele Tausende besteigen die Rigi in der Schweiz und ihre Phantasie ist entzückt von dem wundervollen Sonnenaufgang. Auf die Angestellten auf Rigikulm macht das herrliche Schauspiel gar keinen Eindruck mehr, sie sind daran gewohnt.

Was hat die Phantasie der gewöhnlichen Sterblichen mit dem Zug der Wolken am Himmel zu tun? Die Phantasie des Malers aber befruchtet er zu den schönsten Bildern.

Der Inhalt und die Wirksamkeit der Phantasie richtet sich insbesondere nach dem größeren oder geringeren Reichtum und der Mannigfaltigkeit des ursprünglichen Anschauungskreises. Schon aus diesem Grunde ist die Phantasie der südlichen Völker durchgehends reicher und mannigfaltiger, als die der nördlichen. Die Denkweise der Romanen, Italiener, Franzosen, Spanier ist viel phantastischer, als die des nüchternen Deutschen und Engländers.

Man braucht nur einmal Florenz, die italienische Blumenstadt, und das herrliche Umbrien, die prächtige Landschaft, gesehen zu haben und man begreift, daß sie Maler, wie Fiesole und Raffael hervorgebracht.

Auch durch vieles und frühes Lesen wird die Phantasie geweckt und bereichert, wie durch vieles Erzählen, das man in jungen Jahren gehört. Dafür sind fast alle großen Dichter Zeugen.

„Blindes Kind, ein armes Kind", sagt man mit Recht. Weil es nicht sieht, werden ihm durch die Anschauung keine Bilder zugeführt und so bleibt seine Phantasie nach dieser Seite arm und unbefruchtet. Dagegen findet man, daß Blinde oft ausgezeichnete Musiker und Spieler werden. Ihr Ohr ist um so mehr geschärft, auf schöne Melodien zu hören und bei einigem Talent können sie nun in ihrer Phantasie wundervolle Tongemälde schaffen.

Als wir noch in unserer früheren Stellung in Melaten waren, hatten wir dort an der Kapelle einen nahezu blinden Organisten. Wir konnten nach der Andacht nicht aus der Kirche gehen, ehe er aufgehört hatte zu spielen, war es doch wunderschön, wenn er das Thema des letzten Volksliedes zum Gegenstand eines oft 10 Minuten dauernden Nachspiels mit den wundervollsten Variationen im mannigfaltigsten Registerwechsel machte.

Im Menschen ist die Phantasie das vornehmste sinnliche Erkenntnisvermögen. Zu ihrer höchsten Würde wird sie erhoben durch innige Verbindung mit dem Geistesleben. Durch die trefflichen Dienste, die sie dem Verstande leistet, macht sie ihn zum Dichter, zum Künstler.

Welch eine Phantasie müssen die Baumeister des Mittelalters gehabt haben, die den Plan zum Kölner und zu so vielen anderen Domen entwarfen! Welche Fülle von Phantasie hat in Beethovens und Mozarts, Goethes und Schillers Köpfen geruht.

Unter dem Zauberstabe der Phantasie wird der Stoff vergeistigt und das Geistige gewinnt sinnliche Gestalt und der Mensch wird befähigt, die Geheimnisse der geistigen Welt in der Runenschrift der irdischen Dinge zu deuten.

Wie Gott der Schöpfer in mannigfaltigster Fülle seine Güte und Allmacht in tausend Formen in der irdischen Welt leuchten läßt, so läßt er auch die Phantasie teilnehmen an seiner Schöpferkraft, daß nachdem sie in seine herrlichen Gebilde wie in einen Spiegel geschaut, sie in der Mannigfaltigkeit eigener Bilder die Schönheit seiner schöpferischen Ideen nachzuahmen vermag.

### Eine Adventserinnerung.

53 Jahre sind es her, da studierten wir in Würzburg die letzten Jahre Theologie. Es war eine schöne Zeit. Würzburg, die schöne fromme Stadt am Main, mit den sie nach der Nordwestseite umkreisenden Nebenhügeln, mit dem sich zwischen der Stadt selbst und Kleinwürzburg schlängelnden breiten Silberband des Main. Droben auf dem, wie der Kreuzberg in Bonn hoch-

ragenden sogenannten Käppli (Kappe) das von den Würzburgern so besuchte Kapuzinerkloster mit dem dorthin führenden Kreuzweg. An der Universität ausgezeichnete Professoren, mit denen wir auch außer dem Hörsaale in lebhaftem Verkehr standen, und die uns in väterlicher Freundschaft zugetan waren. Dabei die vielen schönen, fleißig besuchten Kirchen und am Abend an einer Menge von Häusern die vor einem draußen an der Mauer befestigten Muttergottesbilde brennenden Lampen. Ueberdies in dem großen Studentenverein Walhalla alte liebe Freunde, die neben dem Eifer für das Studium auch den Frohsinn pflegten — das alles macht uns von den Universitätsstädten, an denen wir, wie Münster und Bonn, die Jahre vorher studierten, Würzburg zum liebsten Aufenthalt, an den wir uns heute noch mit Freude und Dankbarkeit erinnern.

Einmal noch haben wir die liebe Stadt nach vielen Jahren wieder besucht. Vieles war anders geworden. Alle unsere Lehrer, die uns einst so begeistert hatten, lagen auf dem Friedhof. Statt der schönen grünen Bäume der Stadtallee mit ihren mächtigen Kronen, die der Stadterweiterung hatten weichen müssen, ragten jetzt starre graue Häusermauern in die Luft. Nur noch das breitgelagerte Residenzschloß, das liebe Käppli, und das großartige Juliushospital und die Kirchen standen noch wie früher da, grüßten uns wie alte Bekannte und machten alte Erinnerungen lebendig. Gerade jetzt, wo der Advent gekommen, tritt uns eine von diesen Erinnerungen ganz besonders lebhaft ins Bewußtsein.

Wir kennen sie bei uns weniger, die sogenannten Rorate-messen, auch Engelämter genannt. In Süddeutschland werden sie in fast allen Kirchen in Stadt und Land gehalten. Mit am feierlichsten geschah das in der Stadt Würzburg in der nicht weit von der Universität liegenden Minoritenkirche.

Es ist eine rechte Adventsstimmung. Die ganze Erde scheint in Schlaf versunken, still und träumerisch ruhen Himmel und Erde. Kein Bienchen summt, kein Bächlein rauscht, kein Vogel singt. Statt der bunten Blumen schmücken weiße Flocken die hart gewordene Erde. Der Himmel in grauen Wolken und Nebelschleiern. Alles schweigsam, still und traumversunken, wie zu keiner anderen Jahreszeit. Und es ist noch tiefe Morgenfrühe, fast noch Nacht. Berg und Tal, die Weinberge und der Fluß bergen sich noch in den schweigenden Schatten des Dezembermorgens!

Auf einmal läuten die Glocken und tragen ihre Töne durch die Straßen der Stadt und über deren Mauern in das Land hinaus. Und bald wird's lebendig. Man hört Haustüren aufgehen und wieder ins Schloß fallen, gewahrt vermummte Gestalten, Frauen mit über den Kopf geschlagenen Tüchern, Männer mit hochgezogenen Rockkragen, Kinder mit warmen, die kleinen Ohren schützenden Pelzmützen, froh trippelnd an der Hand der Mutter. Alles eilt dem hellerleuchteten Gotteshause zu.

Auch in den Bauernhäuschen da droben am Berge haben sie den Ruf der Glocken gehört. „Kinder," ruft die Mutter, „beeilt euch, gleich wird's zusammenläuten." Und nach Leibeskräften tummelt sich die kleine Schar. Ein warmes Tuch wird um den Hals geschlungen, das älteste der Kinder nimmt die Leuchte in die Hand und nun gehts in Schlangenwegen den Berg hinunter. Ein wunderschöner Anblick: dieser Zickzack all der bald nach rechts, bald nach links, jetzt hurtig, dann wieder langsam sich bewegenden Lichter. Schnell ist die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt.

Ein Flammenmeer der unzähligen brennenden Kerzen auf dem hochgebauten Barockaltar. In der Mitte über dem Tabernakel der lichte Raum noch frei, in den sogleich die Monstranz gestellt werden soll. Da klingt auch schon das Glöcklein, eine Menge rotgekleideter Meßdiener, und vier geistliche Herren treten aus der Sakristei und schreiten zum Hochaltar.

Der Orgel mächtige Töne brausen durch die Hallen und während das Allerheiligste auf den Altar gehoben wird, fällt alles auf die Knie, den eucharistischen Heiland anzubeten.

Und wie nun die vier Priester an den Stufen des Altars das Staffelgebet und mit ihm das Hochamt beginnen, da hören wir die Orgel eine uns seit Kinderjahren vertraute Melodie anklingen.

Es ist zwar nicht ein sogenanntes liturgisches Hochamt, wie P. Corbinian Wirz es so herrlich zu schildern wußte. Das Volk überläßt das Latein den geistlichen Herren am Altare, es selber aber beginnt sein die Orgel fast übertönendes, die ganze Adventstimmung ausdrückendes Lied: „Tauet Himmel, den Gerechten, Wolken regnet ihn herab."

Wie vielen feierlichen Hochämtern haben wir beigewohnt, wie viele Messen haben wir gehört, herrliche Kompositionen von Palaestrina, Mitterer, Koenen, Rekes, Piel, Griesbacher, Goller, und wie die Künster alle heißen mögen, aber einen so tiefen Eindruck, wie diese Roratemessen in Würzburg mit ihrem „Tauet Himmel" und den andern Adventsliedern haben sie doch nicht in uns zu hinterlassen vermocht.

Ich kann es auch gut begreifen. Es liegt in diesem „Tauet Himmel", das von Kindheit an uns den Anbruch des Advents angezeigt. Wird es vom ganzen Volk gesungen — und es wird's, denn bei ihm bleibt kein Mund stumm — so wirkt das wie eine religiöse Suggestion, es ist wie eine fromme Ansteckung, die nun jedes Gemüt mit Adventswehmut und Adventssehnsucht erfüllt und das Verlangen nach dem Erlöser in Worten und Tönen ausklingen läßt, die für einander geschaffen zu sein scheinen, und ein Empfinden wecken, an dem der ganze Mensch bis zum letzten Eifer teilnimmt.

Wenn im Advent die Glocken klingen,
Und wir dann „Tauet Himmel" singen,
Geht unser schuldbewußtes Banger
Hinüber in ein heiß' Verlangen:
„O komm, o komm, Emanuel,
Nach dir sehnt sich dein Israel!"

## Der versäumte Gulden.

(Aus einer alten Chronik.)

Es war vor langer Zeit, aber es ist wirklich geschehen. Saß da hier im sogenannten Paterstübchen ein ehrwürdiger Franziskanermönch und betete sein Brevier. Auf einmal fährt ein herrschaftlicher Wagen vor, eine vornehme Dame steigt aus und pocht an die Türe.

Der alte Herr kommt an die Pforte, um nachzusehen, wer da ist. Als er aber die Patronatsherrin vom Schloß drüben gewahr wird, macht er die Tür weit auf und sagt: „Ah, die Frau Baronin! Willkommen in meiner hiesigen provisorischen Zelle! Was verschafft mir die Ehre Eurer Gnaden? Habe leider keinen fürnehmen Sessel, muß schon bitten, mit diesem harten Holzstuhl fürlieb zu nehmen."

Die gnädige Frau setzt sich, zieht ein seidenes Beutelchen aus der Tasche ihres Pelzmantels und sagt: „Hochwürdiger Herr! Der Gedächtnistag des Todes meines seligen Gemahls steht bevor. Am Mittwoch der nächsten Woche. Da möchte ich nun ein feierlich Anniversarium für ihn bestellen. Weil er aber zu seinen Lebzeiten ein guter Freund der Armen und Notleidenden gewesen, so soll er es auch im Tod bleiben. Also gebe ich da Euer Hochwürden zu diesem Zwecke noch besondere dreißig Gulden. Wollen Sie für das Totenamt denn auch die Armen der Gemeinde besonders einladen, freilich ohne ihnen zu sagen, daß sie dann dafür ein besonderlich Almosen erhalten sollen. Wer dann von selbigen Leuten kommt — Eure Hochwürden kennen ja die wenigen Notleidenden aus der Herrschaft hüben und drüben — der soll fünf Gulden erhalten. Da wir kaum ein halbes Dutzend wirklich Armer hier haben, so mögen die dreißig Gulden wohl reichen." Also sprach die gütige Frau Baronin und stieg wieder hinab in den Wagen, vor dem die beiden Schimmel schon ungeduldig scharrten.

Als dann am nächsten Sonntag der Wochengottesdienst verkündigt wurde, hieß es für Mittwoch: „Ein feierliches Requiem für Seine Gnaden, den vor Jahresfrist selig im Herrn entschlafenen Patron dieser Kirche. Ich lade zu besagtem Gottesdienst auch die Armen der Herrschaft von hüben und drüben herzlich ein, da der Hochselige allzeit deren besonderer Guttäter gewesen."

Als dann die Gläubigen aus der Kirche heimgingen, sagte die arme Frau Elsbeth zu ihrer Nachbarin: „Hab keine Zeit, da am Werktag in die Kirche zu laufen. Muß mich plagen, bis ich den Tag über für das Bündel Kinder ein paar Kreuzer verdiene, wo sie einem beständig am Brotkasten hängen." Sagt die Frau Nachbarin drauf: „Aber der Herr Baron hat euch eigentlich viel Gutes getan, Holz aus seinem Wald und Futter von seiner Wiese. Da wär es doch schön, wenn ihr . . ." Aber die Frau Elsbeth fiel ihr ins Wort und rief: „Ja, wenn ich sonst im Tag nichts anderes zu tun hätte! Bis man sich die notwendigen Kreuzer verdient, muß man sich von früh bis spät rumplagen. Jetzt geh ich in den Holzwald!"

Da dachte die Frau Jakobin anders. Sie sagte zu ihren Kinderchen: „Am nächsten Mittwoch müssen wir all in die Kirch. Da ist's Amt für den seligen Herrn. Wißt ihr noch, wie er's vorletzte Jahr Christtag euch die Mäntelchen machen ließ und dem kranken Vater den Doktor bezahlte? Wer wird nächste Weihnacht an uns arme Leute denken? Wir müssen beten, daß die armen Seelen uns helfen!"

Am Mittwoch in der Früh läuteten die Glocken alle miteinander; denn es war das feierliche Amt für den Patronatsherrn selig. Hatte er die Glocken neu gestiftet, sollten sie ihn auch all grüßen am seinem jährlichen Todestag.

Sprach die arme Frau Besenbinderin zu ihrem Söhnlein Peter: „Peter, geh in die Kirch, sonst schilt der Herr Pater! Ich hab keine Zeit, ich muß füttern, der Vater schläft noch!" Rief der Peter vom Bett aus: „Ich muß meine Rechenaufgaben noch machen, sonst schilt der Lehrer!" Und so ging auch der nicht ins Anniversarium, sondern machte seine Rechenaufgaben, indem er sie vom Korbflechters Paul abschrieb, der auch die Kirche versäumte.

Als nun das feierliche Seelenamt zu Ende war, gingen die Leute heim. Aber an der Kirchentür stand der alte Pfleger Schmiednagel und guckte sich die Kirchgänger an. Kam die Frau Jakobin vorbei mit ihren drei Kindern, und der Pfleger sagte:



„Frau Jakobin, der Herr Pater will mit euch was reden in der Sakristei!" Kam auch der alte halbblinde Hirschtaler von drüben heraus und ließ sich von seinem kleinen Binchen führen. Sagte wieder der Herr Pfleger: „Gevatter Hirschtaler, der Herr Pater möchte in der Sakristei mit euch was reden, kehrt wieder um!"

Als dann der Herr Pater nach seiner Danksagung vom Betstuhl aufstand, da bemerkte er den alten Hirschtaler mit seinem Binchen und die Frau Jakobin mit ihren drei Kinderchen. Der Pfleger aber raunte ihm ins Ohr: „Sonst waren keine Armen heut in der Kirch!" — Da sprach der Herr Pater: „Ihre Gnaden, die Frau Patronin hat jedem Armen, der heut dem Requiem beiwohnen würde, fünf Gulden gestiftet. Wären sechs Familien dagewesen, hätt's für jede so viel Gulden getragen. Jetzt sind aber nur zwei Familien da — also kriegt jede fünfzehn Gulden, und der Herr Pfleger wird sie euch auszahlen.

Gab's der Frau Jakobin einen freudigen Stich durchs Herz. Und der Hirschtaler sagte im Winkelgäßchen zu seinem Binchen: „Laß mich mal die Gulden anfassen! Hab schon lang keine mehr zwischen den Fingern gehabt. Hm, schön! Fühlen sich fein an. Wollen doch auf dem Heimweg noch drüben die fünf Wunden für den seligen Herrn beten!

Die Geschichte mit den Gulden schwätzte sich schnell herum in den Dörfern hüben und drüben. Und da gab es bei mancherlei armen Leuten verblüffte Gesichter. Die Frau Elsbeth war sehr bös auf den Herrn Pater, daß er das mit den Gulden nicht gleichzeitig mit dem Requiem verkündigt hatte. Sonst hätte sie's, wie sie sagte, vielleicht doch eingerichtet. Die Frau Besenbinderin aber schimpfte ihren Mann, weil sie an selbigem Morgen für ihn füttern mußte, sonst wär sie auch in die Kirch gegangen. Der Peter aber bekam zwar keinen Gulden, aber doch was Festes hinter die Ohren. Bloß „von wegen dem versäumten Gulden", sagte die Spenderin der Ohrfeige.

Als ich diese Geschichte von einem Herrn Pater erzählen hörte, der sie aus einer alten Chronik seines seligen Mitbruders hatte, da dachte ich bei mir: „Kinder, Kinder, für fünf Gulden liefe täglich das ganze Volk in die Kirch. Aber um das kostbare Blut Jesu Christi, das sie immer dort bekommen können und in fünf Wunden für uns geflossen ist, ist ihnen die Zeit zu schade und die Müh zu viel. Ist das nicht über die Maßen traurig? Was sagt ihr lieben Leser dazu?

## Wie einer anlaufen kann.

Eben blättere ich in A. Kolpings Reiseberichten und finde darin folgende Mitteilung aus Tirol. Vor längerer Zeit war ein junger Mann nach Bozen in Dienst gekommen, und, da es ihm am Sonntage unten in der Stadt zu heiß war, ihm vielleicht auch das Glockengeläute und das viele Kirchgehen nicht so recht behagte, so unternahm er einen Gang in die Sommerfrische, stieg durchs Mittelgebirge herum und empfand endlich einen lebhaften Hunger und Durst, den zu stillen er in ein simples Wirtshaus trat. Was das junge Herrchen plagen mochte, weiß ich nicht, genug, kaum sitzt er an dem sauberen Tannentisch und sieht den Wirt mit Brot und Wein eintreten, als er sich über die heiligen Bilder an der Wand und dergleichen „bigotten Kram" lustig machen will. Der Wirt versteht das aber auf seine Art, trägt Brot und Wein wieder hinaus, packt den Gesinnungstüchtigen mit kräftiger Tirolerfaust und wirft ihn vor die Türe. Der mochte zwar innerlich aufbegehren, hielt es aber doch für geratener, mit dem blauen Mal an der Schulter, wo des Wirtes Faust gesessen, still weiter zu ziehen. Der Weg war eben noch weit, der Hunger groß und das Raisonnieren half hier nicht. Also zieht er eine Strecke weiter bis zu einem anderen Hause.

Dort tritt er ein, viel demütiger, als vor einer Stunde beim Packwirt. Etwas zu essen möchte er gern haben für Geld und gutes Wort. Man schickte sich in dem Bauernhause eben an, zum Abendessen zu gehen. Bevor das aber geschieht, setzt sich die ganze Familie vor dem Herrgottswinkel mit dem geschnitzten Kruzifix auf die Knie und betet den Rosenkranz und die Litanei von der Muttergottes und beginnt dann in Gottes Namen mit dem Essen.

Der Bauer heißt den Jüngling eintreten. „Da knie nieder und bet' mit, dann sollst du auch mit essen," befiehlt er kurz und bündig. Was will der aufgeklärte Held, dem's von dem vor einer Stunde erhaltenen Bauerngriff noch in der Schulter zuckt und der eine zweite Prozedur fürchten mochte und dazu tüchtigen Hunger hatte, anders machen, um mitessen zu können. Er entschließt sich also ohne Widerrede zum Niederknieen, betet so gut er kann, mit der Familie Rosenkranz und Litanei und kann dann auch mitessen, damit er wieder heim gehen kann. Ganz demütig soll er drein gesehen haben. Erst hat er über die Sache stillgeschwiegen, aber später, als er ein vernünftiger Mann geworden und auch von der Aufklärerei zurückgekehrt war, hat er diesen Hereinfall seinen guten Freunden erzählt und gemeint, es sei ihm eine gute Lehr gewesen — nur seien die Tiroler doch ein bissel grob. Doch, wie er sich als Gast bei dem ersten Wirt betragen, war auch nichts weniger, als höflich und fein.

## Wie ein Zigeuner stirbt.

Unter dieser Ueberschrift bringt die K. V. ein schönes Feuilleton, aus dem wir auszüglich einige rührende Züge unseren Lesern zur Erbauung mitteilen wollen. In das Zimmer eines Kaplans, der eben mit dem Beten der Complet aus seinem Brevier beschäftigt war, tritt ein junges Mädchen. Der giftgrünseidene Schal, die vielen Ringe an der Hand, wie die großen an den Ohrläppchen, das pechschwarze Haar, das sich über der braunen Stirn ein wenig kräuselt, verraten das Kind jenes heimatlosen Volkes, das wir Zigeuner zu nennen pflegen.

„Großvater schickt mich," sagt das Mädchen, „und läßt bitten, ob Sie nicht zu ihm kommen möchten, er ist krank." „Hat er denn nicht gesagt, ob ich mit dem heiligen Sakramente kommen soll?" Das Mädchen schaut den Geistlichen an, als hörte es eine ganz fremde Sprache, und als habe sie von Sakramenten nie etwas gehört. „Hat der Großvater denn sonst gar nichts gesagt?" „Er würde bald sterben," hat er gesagt.

Nicht lange nachher tritt der Geistliche im Zigeunerwinkel, in einer nur von armen, meist fahrenden Leuten bewohnten Straße in ein Dachstübchen ein, in dessen Ecke in zerschlissenen bunten Decken und Tüchern ein alter, hagerer Mann liegt. „Gelobt sei Jesus Christus" ruft ihm der eintretende Kaplan zu. Keine Antwort.

Statt dessen schauen wie hilfesuchend zwei tiefe große Augen ihn an, und zwei dürre knochige Arme strecken sich ihm entgegen. „Ich muß sterben," kommt es über die blutleeren Lippen, an die der Greis immer wieder das Kreuz seines ihm um den Hals hängenden großen Rosenkranzes führt und es mit Küssen bedeckt. „Also es geht Ihnen so schlecht," fragt mitleidig der Kaplan und läßt sich neben dem Strohlager nieder. Der alte Mann nickt bejahend.

Während das Mädchen sich entfernt, glaubt der Geistliche den Augenblick gekommen, wo er mit dem müden Erdenwanderer von einem schöneren Lande der Zukunft sprechen kann. Doch wie er ihm von einem gütigen dreieinigen Gott über den Sternen, von einem lieben Welterlöser, von seinen reichen Geschenken, den hl. Sakramenten erzählt, sagt ihm der verständnislose Blick: das sind Dinge, die dieses ergraute Zigeunerkind noch nie vernommen.

Und so beginnt denn der Priester, anknüpfend an den Rosenkranz, den der Alte als ein Andenken an seine Mutter um den Hals trägt, den greisen Schüler in den notwendigsten Glaubenswahrheiten zu unterrichten. Und als er in der Unterweisung so weit gekommen, wie auch der größte Sünder durch die hl. Beichte Verzeihung erlangen könne und Gott selbst in Brotsgestalt zu ihm kommen wolle, um ihm eine Wegzehr zu sein auf der Reise in die Ewigkeit, da rollen dem Kranken die Tränen über die hohlen Wangen, mit erhobenen Armen richtet er sich auf und verlangt, vor Freude am ganzen Leibe zitternd, nach diesem seinem Heilande noch am selben Abend, bevor er die Welt verlassen muß. Reumütig und zerknirscht legt der alte Zigeuner eine lange Lebensbeichte ab.

Am andern Morgen bringt der Geistliche ihm den Leib des Herrn. Schluchzend und mit erhobenen Händen schaut der Kranke verlangend nach dem Tische, auf dem sein Erlöser nun zwischen zwei Kerzen thront.

„O — mein Gott! O — mein Gott!" kommt es immer wieder schwer aus der bewegten Brust des greisen Erstkommunikanten. Die glücklichste Stunde seines Lebens ist nun für ihn gekommen. Fromm, mit inniger, unbeschreiblicher Andacht empfängt er den Leib des Herrn.

Als der Priester die Danksagungsgebete verrichtet, ihn mit dem hl. Oele gesalbt und nun zum Abschied dem Alten die Hand reicht, drückt dieser den Geistlichen auf einen Holzschemel an der Seite des Bettes nieder und bittet ihn, noch einen Augenblick zu verweilen. Dann läßt er sich von einem kleinen Zigeunerknaben, der an der Türe steht, eine an der Wand hängende Laute und Violine bringen. Und während der Alte die Laute und der Kleine die Violine stimmt, fliegt es über das Gesicht des Greises wie himmlische Verklärung.

Und nun fangen die zwei an zu spielen, der Junge und der Alte. Als würde der Alte wieder jung, rauscht die Laute in vollen Akkorden, während ihr sterbender Meister feuchten Auges seine hohlen Wangen an ihren klingenden Körper schmiegt.

Lange spielten sie. War es sein Lieblingslied, vielleicht ein Andenken an seine Mutter, wie der Rosenkranz? Heute, wo er zum letzten Male die Laute in die Hand nimmt, war es sein Sterbelied, sein Schwanengesang, das nunc dimittis des alten Simeon. Und er spielt es als Danklied dem Priester, der ihm den Heiland gebracht und die Sterbestunde leicht gemacht.

Stumm und ergriffen sitzt der Geistliche da. So erwelig ihm der Sieche anfangs erschienen, so unendlich reich kommt er ihm nun vor. Reich hat dieser sterbende Zigeuner aber auch den Kaplan gemacht, der diesen Augenblick seines Lebens um keinen Preis hergeben möchte.

Das Lied ist aus. Müde entsinkt der sterbenden Hand die Laute. Aus tiefen Gedanken erhebt sich der Priester. „Der liebe Gott lohne es Ihnen" ist alles, was er erwidern kann. Bald steht er sinnend da draußen auf dunkler Straße.